

Josef Imbach

Intrigen, Sex und Totschlag in der Bibel

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten
© 2017 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagabbildung: Lucas Cranach der Ältere,
Judith mit dem Haupt des Holofernes, um 1530.
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-0969-2

Inhalt

Vorwort	9
Der erste Mord der Menschheitsgeschichte	11
Jiftachs Opfer	11
Angst vor Liebesentzug	15
Wir leben jenseits von Eden	21
Der ungeliebte Bruder und die dunkle Schwester	22
Lauter Lug und Trug – und Gott schaut zu	26
Der betrogene Betrüger	27
Ménage-à-trois	30
Schon wieder wird gemogelt	33
Zuallerletzt noch ein Diebstahl	34
Die Menschenhändler und der Großwesir	38
Josef provoziert	38
Die Verführerin	43
Die Vergangenheit holt die Brüder ein	47
Den Frauen verfallen	53
Ein Gottgeweihter wird zur Gottesgeißel	53
Werkzeug in Gottes Hand?	59
Der Mann ohne Grenzen	63
Nicht Liebe, sondern Verliebtheit macht blind	67
In Gottes Namen?	72
Reise zum Mittelpunkt der Welt	74
»Liebe – und dann tu, was du willst«	75
Erpresserische »Liebe«	77
Es bahnt sich etwas an	83
Duldet Liebe wirklich alles?	86
Rut als Stamm-Mutter Israels	91

Tamar verführt ihren Schwiegervater	96
Der Mittelpunkt der Welt	99
David und Batseba oder: Wer hat wen verführt?	100
Die Vorgeschichte	100
Die Frau im Bad	105
Der Ehemann wird zum Todesboten	108
»Dem Herrn missfiel, was David getan«	110
Wie es gewesen sein könnte	113
Familiendrama in Davids Haus	123
Vom Halbbruder vergewaltigt	123
Kurze Rückblende	132
Abschaloms Ende	133
Und noch ein Brudermord	141
Kleiner Ausflug in die Tiefenpsychologie	145
Gott hat genug von Salomo	153
Tödlicher Eros	156
Holofernes' Aufstieg	157
Die schöne Witwe verdreht ihm den Kopf	160
Zwei Bilder und drei moralische Überlegungen	166
Intrigen im Harem und bei Hof	168
Wie Mann Frauen zähmt	168
Vorbereitungen zum geplanten Genozid	172
Ester in brenzlicher Lage, Haman in peinlicher Situation ..	173
Israels Rettung und Hamans Ende	176
Gerechtigkeit für einen Sündenbock	179
»Judas hat tausend Gesichter«	179
Was das Neue Testament über Judas erzählt	184
Was wir über Judas wirklich wissen	194

Zwei Frauen vor dem Männergericht	197
Verfolgte Unschuld	197
Woran Gott glaubt	202
Ehrenrettung einer großen Liebenden	207
Zur Sünderin gestempelt	208
Die ›Biografie‹	213
Apostelin der Apostel	220
Anmerkungen	226
Literaturhinweis	232

Vorwort

ES GIBT WOHL KAUM EINE SCHRIFT, die mehr Identifikationsmöglichkeiten bietet als die Bibel. Auch wer nur flüchtig blättert in diesem Buch aller Bücher, stößt unvermittelt auf ein wahres Panoptikum von Glaubensstarken und Gottesleugnern, sieht sich umgeben von herausragenden Persönlichkeiten und armseligen Kreaturen, findet sich in Gesellschaft von Kriegern und Königinnen, die allesamt eine *Comédie humaine* inszenieren und sich selber oft gar nicht Rechenschaft geben, dass sie in Wirklichkeit in einer *Divina Commedia* auftreten, in einem universalen und grotesken Welttheater, in dem selbst glaubensstarke Christenmenschen nur mit Mühe Spuren einer Heilsgeschichte auszumachen vermögen. Da wimmelt es von sündigen Heiligen und heiligen Sündern, von Heldinnen und Heroen ebenso wie von Ehebrechern und Mörderinnen. Da ist die Rede von Frauen, die das auserwählte Volk listenreich vor dem Untergang bewahren, von Apostelinnen, welche in frühchristlichen Gemeinden für Ordnung sorgen, von buchstabenfixierten Frömlern, denen die Vorschriften wichtiger sind als das Wohl der Menschen, von kämpferischen Prophetinnen auch und von wortgewaltigen Mahnern, die ihre Faust und Stimme erheben gegen skrupellose Ausbeuter und eine korrupte Priesterschaft. Da wird gezeigt, wie die Patriarchen rechten mit Jahwe, wie Geschundene aufbegehren gegen ihr Schicksal und gegen ihren Gott, und wie dieser Gott Könige erwählt und sie dann herabstößt von ihren Thronen, weil sie im Machtrausch zu Verbrechen wurden. Da ziehen käufliche Frauen an gekauften Richtern vorüber, damit sie noch vor diesen gelangten ins Himmelreich. Da erscheint neben einem Haufen von Schriftstudierten und Gesetzkundigen die große Schar der Sanftmütigen und Armen im Geiste, der Mühseligen und der Beladenen, der sich die endlose Prozession der Witwen und Waisen und Zöllner zugesellt ...

Obwohl die Bibel dauernd von Gott redet, ist ihr nichts Menschliches fremd. Dies ist der Grund, warum fast alle, die sich ernsthaft mit ihr beschäftigen, irgendwann an einer Episode, an einer Geschichte, an einem Ereignis oder auch nur an einem Satz hängen bleiben, mit dem sie sich identifizieren können oder der sie zu galligem Widerspruch provoziert. Es ist dies bestimmt nicht die schlechteste Art, sich mit einem Text auseinanderzusetzen und so sich selber besser kennenzulernen.

Wenn heute die *Johannespassion* von Bach aufgeführt wird, hören wir nicht mehr Gottes Wort. Wir hören *Bach*. Das Interesse hat sich seit der Aufklärung vom Sakralen aufs Ästhetische verlagert. Und wenn wir uns in die biblischen Geschichten vertiefen, vernehmen wir nicht mehr den Spruch des Allerhöchsten, oft nicht einmal mehr einen Windhauch von Transzendenz, sondern setzen uns auseinander mit literarischen Schöpfungen, die uns größtenteils fremd geworden sind. Aber beim Lesen mancher biblischer Texte (wie beim Hören von Bach) drängen sich gelegentlich doch Fragen in unser Bewusstsein, die über den Wortlaut hinaus mitten in unser Leben hineinreichen.

Wie schon bei zahlreichen früheren Publikationen hat mich Imelda Casutt auch diesmal bei der Abfassung des Buches tatkräftig unterstützt. Zu wiederholten Malen hat sie mich auf Kunstwerke biblischen Inhalts hingewiesen, die manchen erst- oder neutestamentlichen Text in einem etwas ungewohnten Licht erscheinen ließen, was auf die eine oder andere der folgenden Darstellungen nicht ohne Einfluss blieb. Außerdem hat sie viele Stunden ihrer Freizeit geopfert, um die Druckfahnen zu korrigieren. Dafür bin ich ihr zu großem Dank verpflichtet. Den meine ich am besten bekunden zu können, indem ich ihr dieses Buch widme, dessen Erscheinen just mit dem Beginn ihres beruflichen Ruhestandes zusammenfällt. Danken möchte ich überdies Annina Bauder für ihre inspirierende Lektoratsarbeit sowie für die hervorragende Betreuung, angefangen von ihrer ersten Lektüre des Manuskripts bis zu dessen Drucklegung.

Der erste Mord der Menschheitsgeschichte

(Richter 11,29–40; Genesis 1,4–24)

WER MEINT, in der Bibel fänden sich lauter fromme Ermahnungen und vorwiegend erbauliche Erzählungen, sollte sich einmal ein bisschen Zeit nehmen und in diesem Buch der Bücher nicht nur blättern, sondern es lesen. Denn darin stoßen wir bisweilen auf Ansichten, Anweisungen und Verhaltensweisen, die selbst gestandene Christenmenschen fast zur Verzweiflung und ihren Glauben ins Wanken bringen können.

Jiftachs Opfer

So überliefert das ersttestamentliche Buch der Richter eine Episode, die einem das Blut in den Adern gefrieren lässt. Im ostjordanischen Gilead werden die Israeliten von den Ammonitern bedrängt. In dieser prekären Situation erinnern sich die Führer des Volkes an Jiftach, den Sohn einer Hure, der nach dem Tod des Vaters von seinen Halbbrüdern verstoßen wurde. Nun wollen sie ihn zum Heerführer und, falls er ihnen zum Sieg verhilft, zu ihrem Oberhaupt machen.

Da kam der Geist des Herrn über Jiftach, und Jiftach zog durch Gilead und Manasse nach Mizpa, und von Mizpa zog er gegen die Ammoniter. Jiftach legte dem Herrn ein Gelübde ab und sagte: Wenn du die Ammoniter wirklich in meine Gewalt gibst und wenn ich wohlbehalten von den Ammonitern zurückkehre, dann soll, was immer mir als Erstes aus der Tür meines Hauses entgegenkommt, dem Herrn gehören, und ich will es ihm

als Brandopfer darbringen. Darauf zog Jiftach gegen die Ammoniter in den Kampf, und der Herr gab sie in seine Gewalt. [...]

Als Jiftach nun zu seinem Haus zurückkehrte, da kam ihm seine Tochter entgegen; sie tanzte zur Pauke. Sie war sein einziges Kind. Als er sie sah, zerriss er seine Kleider und sagte: Weh, meine Tochter! Du machst mich niedergeschlagen und stürzt mich ins Unglück. Ich habe dem Herrn mit eigenem Mund etwas versprochen und kann nun nicht mehr zurück. Sie erwiderte ihm: Mein Vater, wenn du dem Herrn mit eigenem Mund etwas versprochen hast, dann tu mit mir, was du versprochen hast. Und weiter sagte sie zu ihrem Vater: Nur das eine möge mir gewährt werden: Lass mir noch zwei Monate Zeit, damit ich in die Berge gehe und zusammen mit meinen Freundinnen meine Jugend beweine. Er entgegnete: Geh nur!, und ließ sie für zwei Monate fort. Sie aber ging mit ihren Freundinnen hin und beweinte ihre Jugend in den Bergen. Als zwei Monate zu Ende waren, kehrte sie zu ihrem Vater zurück, und er tat mit ihr, was er gelobt hatte; sie aber hatte noch mit keinem Mann Verkehr gehabt.

So wurde es Brauch in Israel, dass Jahr für Jahr die Töchter Israels in die Berge gehen und die Tochter des Gileaditers Jiftach beklagen, vier Tage lang, jedes Jahr. (Richter 11,29–40)

Versprechen muss man halten, daran besteht kein Zweifel. Aber verlangt Gott das auch, wenn das Leben des eigenen Kindes auf dem Spiel steht? Angesichts unserer Erzählung stellt sich darüber hinaus noch eine andere, grundlegendere Frage: Wie kommen Menschen auf den Gedanken, dass Gott Menschenopfer fordert? Jiftach konnte ja nicht damit rechnen, dass ihm bei seiner Heimkehr aus der Tür seines Hauses ein Hund oder eine Katze entgegenkommen würde. Geradezu empörend ist die Tatsache, dass der Vater der Tochter auch noch die Schuld gibt an ihrem Verderben (»Weh, meine Tochter! Du machst mich niedergeschlagen und stürzt mich ins Unglück!«). Und wie reagiert die? Versprochen ist versprochen!

Zwar weisen die Bibelkundigen darauf hin, dass wir es hier mit einer Ätiologie zu tun haben (vom Griechischen *aitia* = Ursache, Grund). So hat etwa die Volksfantasie den Namen des Pilatusberges

darauf zurückgeführt, dass der römische Landpfleger nach seiner Abberufung umhergeirrt und schließlich in dem dortigen Bergsee den Ertrinkungstod gestorben sei. Ähnliches gilt für die Entstehungsgeschichte von Jiftachs Opfer. Die entstand offenbar in der Absicht, den Brauch, dem zufolge die Töchter Israels alljährlich vier Tage lang in die Berge gingen, zu erklären oder zu zementieren. Dieser Sachverhalt jedoch war dem (späteren) biblischen Erzähler nicht mehr vertraut. Versprochen ist versprochen – davon ist auch er überzeugt. Und dass Gott Opfer fordert, ist für ihn selbstverständlich. Deshalb kann er ohne jede moralische Wertung einen Vorfall schildern, der uns heute geradezu ungeheuerlich erscheint.

Wie verfallen Menschen auf den Gedanken, dass Gott Menschenopfer fordert? Noch radikaler gefragt: Fordert Gott überhaupt Opfer? Man kann die Sache aber auch andersherum angehen, aus der Sicht der Geschöpfe: Was bezwecken die Menschen, wenn sie der Gottheit Opfer darbringen?

Eine erste Erklärung dafür liefert uns die Geschichte von Jiftach und seiner Tochter. Jiftach geht mit Gott einen Handel ein: »*Wenn* du die Ammoniter wirklich in meine Gewalt gibst und *wenn ich* wohlbehalten von den Ammonitern zurückkehre, *dann* soll, was immer mir als Erstes aus der Tür meines Hauses entgegenkommt, dem Herrn gehören, und ich will es ihm als Brandopfer darbringen.«

Offenbar beruht das Wesen des Opfers auf dem Grundsatz des *do ut des* (ich gebe etwas in der Erwartung einer Gegenleistung), ein Prinzip, das in der spätrömischen Jurisprudenz in Bezug auf Tausch- und Handelsgeschäfte Anwendung fand.¹ Exakt darum geht es auch beim Opfer. Humanistisch Gebildete werden sich hier an das Gebet des Priesters Chryses erinnern, mit dem dieser in Homers *Ilias* die Gottheit an ihre Pflichten erinnert:

Höre mich, Gott! [...]

Hab' ich dir je den prangenden Tempel gekränzt
oder hab' ich dir je von erlesenen Farren und Ziegen
fette Schenkel verbrannt, so gewähre mir dieses Verlangen:
Meine Tränen vergilt mit deinem Geschoss den Achaiern!
Also rief er betend; ihn hörte Phöbos Apollon.²

In sachlicher Hinsicht entspricht dem eine im Buch der Sprichwörter enthaltene Mahnung: »Ehre den Herrn mit deinem Vermögen, mit dem Besten von dem, was du erntest. *Dann* füllen sich deine Scheunen mit Korn, deine Fässer laufen über von Wein« (Sprichwörter 3,9–10). Diese Art, mit Gott oder mit den Göttern wie mit Geschäftsleuten umzugehen, war schon den antiken Schriftstellern und Philosophen nicht geheuer. So hat der griechische Satiriker Lukianos von Samosata (um 120 – nach 180) für dieses religiöse Versicherungswesen nur Spott übrig:

Umsonst tun die Götter nichts. Die Güter, die sie den Menschen gewähren, sind gegen Barzahlung erhältliche Waren. Alles ist ihnen feil und hat seinen festen Preis: Gesundheit ist für ein Stierkalb, Reichtum für vier Ochsen, ein Königreich für eine Hekatombe zu haben.³

Allerdings dient das Opfer nicht nur dazu, von der Gottheit einen *Gunsterweis zu erlangen*, der nicht umsonst zu haben ist. Darüber hinaus bringen Menschen Opfer dar, um für ihre Verfehlungen *Genugtuung zu leisten* und so den Zorn der Überirdischen zu besänftigen und sie von ihrer Rache abzuhalten. Außerdem dient das Opfer dazu, eine ebenso mächtige wie launische *Gottheit gnädig zu stimmen*. Sobald nämlich der Mensch mit den Grenzen seiner Erkenntnis und (dies vor allem) seines Könnens konfrontiert ist, fühlt er sich als hilfloses Spielzeug irgendwelcher ›höherer‹ Mächte. Was er dabei empfindet, spricht der geblendete Graf von Gloster in Shakespeares Tragödie *King Lear* aus, während er mit leeren Augenhöhlen durch die Gegend irrt:

Was Fliegen sind
den müß'gen Knaben, das sind wir den Göttern:
Sie töten uns zum Spaß.⁴

Unsere bisherigen Überlegungen zeigen: Im Vordergrund steht nicht die Frage, ob die Gottheit Opfer wünscht oder fordert, sondern: Was will *der Mensch* erreichen, wenn er Opfer darbringt?

Angst vor Liebesentzug

Aufschluss darüber geben uns gerade die zwischenmenschlichen Verhaltensweisen. Der britische Psychologe John Bowlby berichtet von einem zweijährigen Jungen, der seiner Mutter den Teddybären anbot, um das ihm abgenommene Messer zurückzubekommen.⁵ Diese an sich banale Geste erhellt blitzartig das Wesensmerkmal des Opfers. Das Geben einer Gabe, verbunden mit der Hoffnung auf Anerkennung, Zuneigung oder einen konkreten Hulderweis vor allem seitens jener, die einem etwas bedeuten, gehört zu den instinktiven Handlungen des Menschen.

Auf eindrucksvolle Weise illustriert der amerikanische Nobelpreisträger John Steinbeck (1902–1968) diesen Sachverhalt in seinem Roman *Jenseits von Eden*.

Östlich von Eden – das ist bei Steinbeck nicht ein geografischer Ort, sondern eine Chiffre für die Tragödie, die sich im Herzen Kalebs abspielt, der trotz allen guten Willens am Leben scheitert. Kaleb erinnert seinen Vater Adam (!) offenbar zu sehr an seine frühere Frau, über deren Schicksal sich dieser seinen Söhnen gegenüber hartnäckig ausschweigt. Kaleb leidet darunter, dass sein Zwillingsbruder Aron bevorzugt wird. Als der Vater sich in seiner Unerfahrenheit verschuldet, sieht Kaleb endlich eine Möglichkeit, dessen Zuwendung und Wertschätzung doch noch zu gewinnen, indem er ihm eine ansehnliche Geldsumme schenkt. Ein befreundeter Farmer, der Erste Weltkrieg ist gerade ausgebrochen, hat Kaleb überzeugt, dass die Bohnenpreise bald mächtig in die Höhe schnellen werden. Kaleb kauft ein Feld, baut Bohnen an und erzielt einen beträchtlichen Gewinn. Und will nun dem Vater zu dessen Geburtstag das Geld schenken, das dieser zur Rückzahlung seiner Schulden benötigt. Wie er frohen Mutes in die Stube tritt, empfängt dieser ihn mit der Nachricht, dass sein Bruder Aron sich soeben verlobt hat – und dass es für ihn kein schöneres Geburtstagsgeschenk geben könne. Kaleb überreicht ihm das Geld trotzdem. Der Vater möchte wissen, woher diese ganze Summe stammt. Sein Sohn hat Land gekauft, weil vorauszusehen war, dass die Bohnenpreise anziehen würden? Und das, während Tausende von Soldaten auf dem Feld verbluten und in den Schützen-

gräben umkommen? Nein, mit dem Leben anderer, welche von ihren Familien getrennt sind, um die Freiheit zu verteidigen, macht man keine Geschäfte! Und deshalb kann der untadelige Adam dieses Geld nie und nimmer annehmen! Machte Kaleb vorher die Bevorzugung des Bruders zu schaffen, so verstört und zerstört ihn jetzt vollends die offene Zurückweisung durch den Vater. So rächt er sich denn an seinem Bruder, indem er diesem mitteilt, was auch er vor Kurzem erst in Erfahrung gebracht hat, dass nämlich ihrer beider Mutter als Prostituierte ihr Dasein fristet, weil sie es einfach nicht mehr ausgehalten hat in einem Haus, in welchem Frömmigkeit und Korrektheit jeden Anflug von Menschlichkeit erstickten. Aron, ratlos und verzweifelt über diese Enthüllung, wird sich freiwillig an die Front melden.

Auf eine schon fast hündische Weise bettelt Kaleb um Anerkennung. Buchstäblich alles würde er *opfern*, um von seinem Vater ein einziges Wort der Bestätigung oder auch nur ein stummes Zeichen der Wertschätzung zu erhalten.

Der Originaltitel des Romans, *East of Eden*, verweist ausdrücklich auf die Bibel, genauer: auf die Gegend, in welcher Kain sich niederlässt, nachdem er seinen Bruder Abel erschlagen hat: »Dann ging Kain vom Herrn weg und ließ sich im Land Nod nieder, *östlich von Eden*« (Genesis 4,16). Tatsächlich handelt es sich bei Steinbecks Roman um eine Aktualisierung der biblischen Erzählung vom Brudermord.

Adam erkannte Eva, seine Frau; sie wurde schwanger und gebar Kain. Sie gebar ein zweites Mal, nämlich Abel, seinen Bruder. Abel wurde Schafhirt und Kain Ackerbauer. Nach einiger Zeit brachte Kain dem Herrn ein Opfer von den Früchten des Feldes dar; auch Abel brachte eines dar von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht. Da überlief es Kain ganz heiß und sein Blick senkte sich. Der Herr sprach zu Kain: Warum überläuft es dich heiß und warum senkt sich dein Blick? Nicht wahr, wenn du recht tust, darfst du aufblicken; wenn du nicht recht tust, lauert an der Tür die Sünde als Dämon. Auf dich hat er es abgesehen, doch du werde Herr über ihn!

Hierauf sagte Kain zu seinem Bruder Abel: Gehen wir aufs Feld! Als sie auf dem Feld waren, griff Kain seinen Bruder Abel an und erschlug ihn.

Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er entgegnete: Ich weiß es nicht. Bin ich der Hüter meines Bruders? Der Herr sprach: Was hast du getan? Das Blut deines Bruders schreit zu mir vom Ackerboden. So bist du verflucht, verbannt vom Ackerboden, der seinen Mund aufgesperrt hat, um aus deiner Hand das Blut deines Bruders aufzunehmen. Wenn du den Ackerboden bestellst, wird er dir keinen Ertrag mehr bringen. Rastlos und ruhelos wirst du auf der Erde sein.

Kain antwortete dem Herrn: Zu groß ist meine Schuld, als dass ich sie tragen könnte. Du hast mich heute vom Ackerland verjagt und ich muss mich vor deinem Angesicht verbergen; rastlos und ruhelos werde ich auf der Erde sein und wer mich findet, wird mich erschlagen. Der Herr aber sprach zu ihm: Darum soll jeder, der Kain erschlägt, siebenfacher Rache verfallen. Darauf machte der Herr dem Kain ein Zeichen, damit ihn keiner erschlage, der ihn finde. Dann ging Kain vom Herrn weg und ließ sich im Land Nod nieder, östlich von Eden (Wortspiel mit *Nod* und dem hebräischen Wort *nad* = ruhelos, flüchtig). (Genesis 4,1–16)

Hier wird zum ersten Mal in der Bibel davon berichtet, wie zwei Menschen Gott ein Opfer darbringen. Nirgends vorher wird verlautet, dass Gott solche Opfer wünsche! Offenbar kommen die beiden Brüder *von sich aus* auf den Gedanken, einen Teil ihrer Erträge an Gott abzutreten. Kain opfert von den Feldfrüchten, Abel hingegen von den Erstlingen seiner Herde. Dann folgt eine für uns äußerst befremdliche Feststellung: »Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht« (Genesis 4,4). Worauf Kain seinen Bruder Abel aufs Feld lockt und ihn erschlägt.

Es muss dies schon ein seltsamer Gott sein, der grundlos das Opfer des einen annimmt, und das des anderen verabscheut. Um diesen Eindruck zu verwischen, haben die Schriftgelehrten und Bibelkundigen sich mancherlei Thesen und Theorien einfallen lassen.

Während die jüdische Überlieferung mutmaßt, dass Kain gegen rituelle Vorschriften verstoßen habe, weil er Gott minderwertige

Produkte anbot (Erzeugnisse mit abgelaufenem Verfalldatum, wie wir heute sagen würden), unterstellten ihm die christlichen Ausleger, angefangen von den Kirchenvätern bis hin zu den heutigen Gottesgelehrten, unredliche Absichten: Unmöglich könne der spätere Mörder seines Bruders Gott seine Gabe lauterem Herzens und reinen Sinnes angeboten haben; nachlässig und widerwillig habe er sein Opfer dargebracht; hassbesetzt seien seine Gedanken gewesen, während er einen Teil seines Ernteertrags an Gott abtrat. Alle diese Erklärungen haben den Nachteil, dass sie im biblischen Text selber keinerlei Grundlage haben.

Warum bevorzugt Gott den einen, weshalb schenkt er dem anderen keine Beachtung? Diese Frage stellt sich nur so lange, als wir uns gleichsam auf den Standpunkt Gottes stellen und das Geschehen aus seiner Sicht betrachten.

Sobald wir jedoch die Erzählung aus der Perspektive der beiden Brüder lesen, begreifen wir schlagartig, dass es hier nicht um ein Problem geht, das Gott mit den Menschen hat, sondern um eine Schwierigkeit, welche die Menschen mit sich selber und *deshalb* mit Gott haben. Wenn Josef Scharbert mutmaßt, dass wohl beide »bereits eifersüchtig auf die Opfergabe des anderen gesehen« haben werden⁶, liegt er damit goldrichtig.

Es geht also um einen sehr menschlichen Beweggrund, wie er uns nur zu vertraut ist. Geschieht es denn nicht immer wieder, dass wir uns in Wohlverhalten üben, dass wir auf Dinge, die uns lieb sind, zugunsten anderer verzichten, um uns (mehr oder weniger bewusst) ihrer Zuwendung zu versichern? Lassen sich nicht schon Kinder sehr leicht domestizieren und dressieren, weil sie eine instinktive Angst vor Liebesentzug haben? Versuchen nicht auch Erwachsene häufig, ihren Partner oder ihre Partnerin an sich zu fesseln, indem sie ihm oder ihr in allem zu Willen sind? Kommt es nicht immer wieder vor, dass Menschen sogar den Verlust ihrer Identität in Kauf nehmen und anderen hörig werden bis zur totalen Selbstaufgabe, in der wahnwitzigen Hoffnung, eine gescheiterte Beziehung doch noch retten zu können? Die größte aller menschlichen Ängste besteht doch gerade darin, auf Ablehnung zu stoßen. So wird die Angst vor Liebesentzug ganz von selbst zum Motiv für das Opfer.

Wenn die Angst das Opfer bedingt, hat man ständig den Eindruck, nicht genug getan zu haben; der Maßstab der möglichen Selbstaufgabe ist bekanntlich stets ein paar Zoll länger als die Reichweite des menschlichen Vermögens. Dadurch entsteht wiederum Angst, dass das Opfer, wie groß es auch sei, Gott nicht genüge, und diese Angst wird noch potenziert durch die Vorstellung, dass Gott die Gaben anderer mit größerem Wohlgefallen betrachte (was in der Geschichte von Kain und Abel deutlich durchscheint). So kommt es unweigerlich zu dem Paradox, dass ein Mensch im anderen plötzlich nur noch den erbarmungslosen Rivalen oder die unerbittliche Konkurrentin sieht, und dies umso eher und umso mehr, je näher diese andere Person einem steht.

Gerade Menschen, die sich bestens miteinander verstehen, werden sich spinnefeind, sobald sie in die Lage kommen, um die Gunst ein und derselben Person zu buhlen; es lässt sich dies bis in die Familien hinein beobachten. Und je wichtiger ihnen die Aufmerksamkeit der geliebten Person ist, umso mehr wächst der Hass auf den Gegenpart. Darum, und nicht um die Frage, ob Gott willkürlich sei, geht es in der Geschichte von Kain und Abel. Nicht was wir sind, scheinen Kain und Abel zu denken, sondern was wir tun, ja nicht einmal das, was wir tun, sondern das, was wir nicht für uns selber tun, verschafft uns (genauer noch: damit verschaffen wir uns) die Zuwendung Gottes.

Im Opferkult werden die zwischenmenschlichen Beziehungsmuster auf den religiösen Bereich übertragen. Auf dieser Ebene aber ist nur das Feinste gut genug (wie die aus dem Buch der Sprichwörter zitierte Stelle überdeutlich zu verstehen gibt). Das Edelste, das man besitzt, das Kostbarste, das einem gehört, das Beste, das man hervorbringt, wird stets in der mehr oder weniger ausdrücklichen Absicht geopfert, Ablehnung und Strafe abzuwenden und sich des göttlichen Beistands weiterhin zu versichern.

Damit wird nun immer deutlicher, dass dem Opfergedanken letztlich das Bestreben zugrunde liegt, sich mit der Gottheit gut zu stellen, beziehungsweise es mit den Schicksalsmächten nicht zu verderben. Diese Angst jedoch ist nicht nur eine Folge moralischen Fehlverhaltens oder mangelnder Unterwürfigkeit. Häufig entspringt

sie dem vagen Gefühl, dass die Gottheit unberechenbar sei und das Glück und die Erfolge der Menschen neidvoll beäuge. In diesem Fall dient das Opfer dazu, eine hinter der Weltkulisse unberechenbare Gottheit bei Laune zu halten und so *menschliche Urängste abzubauen*; erinnert sei hier etwa an Friedrich Schillers Ballade *Der Ring des Polykrates*.

Die gute Lösung wäre wohl, dass man das Gute ganz einfach annimmt als ein *unverdientes* Geschenk. Psychologisch gesehen steht der Mensch natürlich auch in diesem Fall unter einem gewissen Druck. Aber dieser Druck wäre dann nicht mehr Anlass, eine höhere Macht mittels Verzicht oder Kasteiung oder Askese zufriedenzustellen. Vielmehr würde er zu einer Kraftquelle, die es erlaubte, jenen Menschen Gutes zu tun, die in besonderer Weise auf die Weitherzigkeit anderer angewiesen sind.⁷

Die Vorstellung, dass man sich die Gottheit geneigt machen und/oder für sein Glück bezahlen muss, ist in fast allen Religionen greifbar. Und zwar gilt das nicht nur für das Bittopfer, das den Zweck hat, die Überirdischen für bestimmte Pläne und Projekte zu vereinnahmen, sondern auch für das Sühnopfer, mittels dessen sich der Mensch der Zuwendung der Gottheit erneut versichern möchte, und für das Dankesopfer, das häufig doch nur wiederum dazu dient, sich die göttliche Gunst (beziehungsweise das Wohlwollen der Schicksalsmacht) weiterhin zu erhalten.

Nach dem bisher Gesagten könnte leicht der Eindruck entstehen, dass *jedes* Opfer letztlich auf einen Handel mit der Gottheit hinauslaufe.

Dass das nicht zutrifft, zeigt die simple, allen vertraute Tatsache, dass es Momente gibt in einem Menschenleben, in denen wir uns geradezu gedrängt fühlen, einen anderen Menschen, der uns nahesteht oder der Ideen vertritt, welche wir selber teilen, spontan und absichtslos zu loben. Ähnlich können auch Gläubige vor lauter Freude an der Gottheit in einen Lobpreis ausbrechen. Gerade in den Psalmen finden sich dafür viele Beispiele. So kann das Lobopfer durchaus uneigennütziger Ausdruck von Gottesfreude sein. Wobei nicht von vornherein auszuschließen ist, dass Menschen die Gottheit mit Lobpreis oder mit Lobopfern überhäufen, weil sie diese Art religiöser

Praxis (unbewusst?) als Pflicht erachten, deren Vernachlässigung negative Folgen nach sich ziehen könnte.

Gleiches gilt auch im Hinblick auf das Dankopfer. Intuitiv neigen wir dazu, Menschen, die uns in einer schwierigen Situation selbstlos beigestanden sind, zu danken. Auf der religiösen Ebene entsprechen diesem das Dankgebet und das Dankopfer. Der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton hat einmal gesagt, er stelle sich vor, dass es im Leben eines Atheisten keinen schlimmeren Augenblick gebe als dann, wenn dieser das Gefühl habe, danken zu müssen – und er wisse nicht wem.

Lob- und Dankopfer können also durchaus zweckfrei praktiziert werden. Wobei meist offenbleibt, ob und wann dieser Idealfall gegeben ist, oder ob unbewusst nicht doch bestimmte Eigeninteressen im Spiel sind.

Wir leben jenseits von Eden

Die biblische Erzählung vom Brudermord erinnert uns daran, dass wir Menschen jenseits von Eden auf die Welt kommen – nämlich mit dem Grundgefühl, wegen unserer Fehler abgelehnt zu werden. Und sie führt uns drastisch vor Augen, wohin es (im zwischenmenschlichen *und* im religiösen Bereich) führt, wenn wir meinen, nur dann geliebt zu werden, wenn wir etwas darstellen. Und deshalb denken, immer etwas darstellen zu *müssen*. Genau hier liegt der Grund, warum wir uns in der Begegnung mit anderen Menschen so krampfhaft darum bemühen, uns stets von der besten Seite zu zeigen.

Mögen wir im zwischenmenschlichen Bereich auch die Erfahrung machen, dass wir häufig nicht um unserer selbst willen, sondern bloß aufgrund bestimmter Eigenschaften oder Leistungen akzeptiert werden, so dürfen wir diese Erkenntnis keinesfalls auf unsere Gottesbeziehung anwenden. Denn der Gott, den Jesus verkündet, verhält sich nicht so, wie wir uns das aufgrund unserer Alltagserfahrungen vorzustellen geneigt sind.

Auch das thematisiert unsere Geschichte. Zwar muss Gott Kain für seine schreckliche Tat strafen; es würde ja sonst der Mörder über

sein unschuldiges Opfer triumphieren. Aber Gott lässt selbst den Mörder nicht fallen; er beschirmt ihn. Das Kainszeichen ist kein Schandmal, sondern eine Schutzmarke; sie wird dem Mörder aufgebracht, damit niemand seine Hand erhebe gegen ihn.

Ausgerechnet an Kain erweist sich so, dass Gott den Menschen nicht erst aufgrund seiner Leistungen annimmt. Auch den Mörder verbannt Gott nicht aus seinem Herzen; auch über ihn hält er seine schützende Hand.

Dass Gott jeden Menschen ohne Vorleistungen bejaht, gibt Jesus in seiner Predigt und durch seine Praxis immer wieder zu verstehen. Es zeugen davon unter anderem das Gleichnis von der Liebe des Vaters zu seinen beiden Söhnen (Lukas 15,11–32), die Geschichte von seiner Begegnung mit dem Zöllner Zachäus (Lukas 19,1–10) oder die bedingungslose Vergebung, die er einer stadtbekanntem Sünderin zuteilwerden lässt (Lukas 7,36–50). Vor allem aber zeigt dies das Gleichnis vom großherzigen Arbeitgeber (Matthäus 20,1–16), in welchem Jesus daran erinnert, dass das, was Gott für uns bereitet hat, so ungeheuer groß ist, dass kein einziger Mensch es sich durch irgendwelche Opfer *verdienen* könnte.

Der ungeliebte Bruder und die dunkle Schwester

Immer wieder spricht Jesus von der voraussetzungslosen Zuwendung, die Gott den Menschen entgegenbringt. Wenn immer er davon redet, kommen die Begriffe *Verdienst* oder *Opfer* in seinem Sprachschatz nicht vor. Begreiflicherweise, denn Gott kennt keine käufliche Liebe. Um es mit einem Bild zu sagen: Wie die Sonne nicht scheint und der Regen sich nicht ergießt, *weil* die Bäume grünen und die Blumen blühen, sondern *damit* sie wachsen und sich in ihrer ganzen Pracht entfalten können, so dürfen wir auch Gottes Liebe nicht als Belohnung für irgendwelche guten Werke verstehen; vielmehr nimmt Gott jeden Menschen an, wie er ist, weil nur auf diese Weise das Gute in ihm Wurzeln fassen und wachsen kann.⁸

Schon die Einleitung der Erzählung von Kain und Abel lässt auf den kommenden Konflikt schließen: »Adam erkannte Eva, seine

Frau; sie wurde schwanger und gebar Kain. [...] Sie gebar ein zweites Mal, nämlich Abel, seinen Bruder. Abel wurde Schafhirt und Kain Ackerbauer.« Die Rede ist von zwei Brüdern, von denen der eine als Nomade sein Leben fristet, während der andere bodenverhaftet bleibt. Es handelt sich um ein Gegensatzpaar, wie wir es in Mythen, Märchen und Legenden häufig antreffen. Tiefenpsychologisch gesehen haben wir es mit *einem* Menschen zu tun, und mit dessen Schatten. *Schatten* meint hier jene unterdrückten und verdrängten Eigenschaften, die im Unbewussten ihr heimliches Wesen treiben. Abgelehnt werden diese Eigenschaften, weil sie mit den übrigen, mehr oder weniger bewusst gewählten, unverträglich scheinen. In gewisser Weise ist der Schatten also unser ›dunkler Bruder‹ bzw. unsere ›dunkle Schwester‹.

Diese Gegenüberstellung von Ich und Schatten findet sich in der Mythologie und in der Literatur häufig; Beispiele dafür sind die Geschwisterpaare Romulus und Remus, Esau und Jakob, Rahel und Lea. In Dostojewskis Roman *Der Idiot* tritt der Wüstling Rogoschin als Gegenspieler des arglosen Fürsten Myschkin in Erscheinung, während *Narziss und Goldmund* in Hermann Hesses gleichnamigem Roman die Zerrissenheit zwischen Geistigkeit und Sinnlichkeit verkörpern.

Narziss *ist* Goldmund, so wie Goldmund Narziss *ist*. Und Kain *ist* Abel, und Abel *ist* Kain. Wie schon erwähnt, vermutet Josef Scharbert, dass *jeder* eifersüchtig auf die Opfergabe des anderen gesehen hat. In der Tat veranschaulicht die Erzählung vom Brudermord nicht nur allzu Menschliches, sondern Allgemeinmenschliches. Denn, so Eugen Drewermann, »es gibt wie in der Kain-und-Abel-Geschichte [...] immer wieder in den Mythen und Märchen der Völker die Gestalt des dunklen, behaarten, wilden und feindlich-rohen Bruders, und es gibt daneben den frommen, schönen, guten Bruder, und beide können ihre Rollen tauschen«. ⁹

Die Präsenz des Schattens ist keine Frage der Moral. Die Frage ist vielmehr, wie unser Ich sich zum Schatten verhält. Offenbar neigen wir dazu, unseren Schatten zu verleugnen, weil wir die Eigenschaften, die wir an uns nicht bejahen können, als peinlich empfinden. Wir ziehen den Dämmer des Unbewusstseins vor, weil wir uns vor

uns selber schämen. Tatsache ist, dass wir von unserem Schatten immer wieder einmal eingeholt werden, so etwa, wenn wir, ganz entgegen unserem Willen und unseren Absichten, die Kontrolle über uns verlieren. So kann es geschehen, dass wir in einem uns selber fast unerklärlichen Zornesausbruch, im Affekt oder aus Aggressivität einen Menschen, den wir eigentlich ganz gern mögen, anschreien, beleidigen oder demütigen. Hinterher sind wir dann verwundert, dass wir uns derart vergessen konnten. Und sagen uns wohl im Stillen: Wie war das bloß möglich? Das war nicht ich. Ja – aber wer denn sonst? Ein Musterbeispiel für eine solche Begegnung mit dem Schatten liefert uns der Apostel Paulus in seinem Brief an die Römer, wobei er sich auf seine eigene Erfahrung bezieht:

Denn ich begreife mein Handeln nicht: Ich tue nicht das, was ich will, sondern das, was ich hasse. [...] Dann aber bin nicht mehr ich es, der so handelt, sondern die in mir wohnende Sünde. Ich weiß, dass in mir, das heißt in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt; das Wollen ist bei mir vorhanden, aber ich vermag das Gute nicht zu verwirklichen. Denn ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, dann bin nicht mehr ich es, der so handelt, sondern die in mir wohnende Sünde. Ich stoße also auf das Gesetz, dass in mir das Böse vorhanden ist, obwohl ich das Gute tun will. (Römer 7,15–22)

Wohl bedauert Paulus, dass sein ›dunkler Bruder‹ ihn durchs Leben begleitet. Beachtenswert aber ist, dass er ihn nicht verleugnet, sondern *akzeptiert*. Solange wir nicht fähig sind, zu unserem Schatten zu stehen, zielen unsere ganzen Anstrengungen darauf, ihn zu verdrängen. Das hat zur Folge, dass wir andere Menschen aufgrund eben jener Eigenschaften ablehnen, die wir an uns selber nicht ausstehen können – und so in den anderen letztlich *uns selber* bekämpfen.

Wenn wir vorhin bezüglich der Geschichte vom Brudermord festgestellt haben, dass Kain Abel *ist* und Abel Kain, so bedarf diese Einsicht einer Ergänzung, nämlich: Und Kain *und* Abel – das bin ich.

Erst wenn Abel *akzeptiert*, dass Kain ein Teil von ihm ist, kann er sich selber bejahren. Dann aber wird er seine Energien nicht mehr ver-

geuden müssen, um sich vor sich selber zu schützen, sondern vermag sie in Kreativität umzusetzen. Wenn ihm das nicht gelingt, wird er von seinem dunklen Bruder erschlagen.